

Gedenkstunde des Deutschen Bundestages

aus Anlass des Tags des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus

Berlin, 27. Januar 2021

Joseph Joachim (1831 - 1907)
Kadenz zum 1. Satz
des Violinkonzerts D-Dur, op. 77
von Johannes Brahms,
gespielt von Kolja Lessing (Violine)

(Beifall)

Präsident des Deutschen Bundestages, Dr. Wolfgang Schäuble:

Herr Bundespräsident! Frau Bundeskanzlerin! Herr Bundesratspräsident! Herr
Präsident des Bundesverfassungsgerichts! Exzellenzen! Sehr geehrte Frau
Knobloch! Sehr geehrte Frau Weisband! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Verehrte
Gäste!

Juden lebten am Rhein, lange bevor es Deutschland gab. Ihre Geschichte ist
Teil der deutschen Geschichte - aller ihrer Kapitel. Der hellen wie der dunkelsten.

Das erste Zeugnis jüdischen Lebens nördlich der Alpen entstand vor 1 700
Jahren. Es ist eine Urkunde des römischen Kaisers Konstantin aus dem Jahr 321,
der Juden zur Mitarbeit im Kölner Stadtrat berechnigte - und verpflichtete.

(Einblendung auf Medienwand: Urkunde Kaiser Konstantins)

Wir machen uns in diesem Jubiläumsjahr bewusst, wie vielfältig 1 700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland sind. Juden forschten und dichteten hier, arbeiteten im Handel, im Handwerk, in der Kunst und Musik, als Anwälte oder Ärzte. Sie kämpften für Deutschland im Krieg. Juden wirkten an Fürstenhöfen und mussten in Ghettos wohnen. Sie lebten ihren Glauben orthodox oder liberal, für alle sichtbar oder versteckt. Im 19. Jahrhundert bekannten sich einige deutsche Juden zum Zionismus. Weitaus mehr identifizierten sich mit Deutschland.

Die deutsch-jüdische Geschichte ist eine Geschichte der Widersprüche. Sie erzählt vom alltäglichen Miteinander und von Spannungen mit der nichtjüdischen Umgebung. Sie kennt Phasen der Toleranz und Zeiten der Ausgrenzung, Wellen der Verfolgung genauso wie Erfolge in Kunst und Kultur, in Wissenschaft und Wirtschaft.

Und sie kennt ein Menschheitsverbrechen: den Versuch, die jüdische Geschichte nicht nur aus der deutschen, sondern aus der Weltgeschichte zu tilgen.

Die Nationalsozialisten steigerten, von vielen anderen Deutschen unterstützt oder geduldet, den Antisemitismus in nie Dagewesenes: Sie sprachen Juden das Mensch-Sein ab. Und begründeten so ihre rassenideologische, staatlich organisierte Vernichtung jüdischen Lebens. In Deutschland und in den Ländern Europas, die Deutschland im Krieg besetzte.

Allein 1 Million Juden wurden in den Lagern von Auschwitz-Birkenau ermordet. Heute vor 76 Jahren befreite die Rote Armee Auschwitz - das Konzentrations- und Vernichtungslager ist zum Sinnbild für den nationalsozialistischen Terror geworden, dem viele Millionen Menschen zum Opfer fielen. Menschen, die entrechtet, ihrer Würde, ihres Besitzes und schließlich ihres Lebens beraubt wurden.

Wir gedenken alljährlich am 27. Januar aller dieser Opfer des Nationalsozialismus - in diesem Jahr unter den Bedingungen der Coronapandemie. Viele Gäste, die wir gern bei uns gehabt hätten - unter ihnen Überlebende der Konzentrationslager -, können die Gedenkstunde leider nur aus der Ferne verfolgen.

Aber Sie sollen alle wissen: Wir sind in Gedanken auch bei Ihnen, gerade heute an diesem besonderen Tag.

Wir gedenken der europäischen Juden, der Sinti und Roma, der slawischen Völker, der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, der Kriegsgefangenen und aller dem Hungertod Ausgelieferten. Wir erinnern an die aus politischen Gründen oder religiösen Motiven Verfolgten und Ermordeten. An diejenigen, die sich mutig dem NS-Regime widersetzen, die ihre Menschlichkeit bewahrten und das mit dem Leben bezahlten. Wir erinnern an das Leid von Homosexuellen, an die Menschen mit Behinderungen und an das Schicksal der als „Asoziale“ Ausgestoßenen. Und wir verneigen uns vor jedem Einzelnen.

Wir denken auch an die Nachkommen der Ermordeten und Überlebenden, die bis heute mit den Traumata der Vergangenheit konfrontiert sind.

Nach der Shoah erschien jüdisches Leben in Deutschland unmöglich, sogar als Verrat. Wer in Deutschland überlebt hatte, dem war die alte Heimat fremd und unerträglich geworden. Und wen die Nachkriegswirren nach Deutschland zwangen, den zog es meist so schnell wie möglich weiter: in die Vereinigten Staaten oder nach Palästina, später Israel.

Charlotte Knobloch hat in Deutschland überlebt, und sie ist geblieben. Nach vielen, teils mühevollen Jahrzehnten hat sie ihre alte Heimat wiedergefunden. Als Vertreterin der jüdischen Gemeinden hat sie mitgeholfen, ein neues deutsch-jüdisches Selbstbewusstsein aufzubauen. Dem Deutschen Bundestag ist es eine große Ehre, dass Sie, sehr geehrte Frau Knobloch, im Rahmen dieser Gedenkstunde zu uns sprechen.

(Beifall)

Heute gibt es wieder ein vielfältiges deutsch-jüdisches Leben. Ein unglaubliches Glück für unser Land, das wir uns immer wieder neu verdienen müssen. Wir verdanken es auch den vielen jüdischen Zuwanderern, die sich bewusst für Deutschland entschieden haben. Ausgerechnet für Deutschland! Die meisten

Zuwanderer kamen in den 90er-Jahren aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Auch aus Israel oder aus den Vereinigten Staaten kamen Juden, mal für kürzere, mal für längere Zeit. Die Zuwanderer haben neue Familiengeschichten mitgebracht. Und neue Erwartungen an unser Land.

Marina Weisbands Familie stammt aus der Ukraine. Sie selbst kam als Kind nach Deutschland. Wir haben sie als eine Vertreterin der vielstimmigen Generation junger deutscher Juden eingeladen. Ich freue mich, Frau Weisband, dass Sie der Einladung des Deutschen Bundestages gefolgt sind und im Anschluss an Frau Knobloch über Ihre Erfahrungen sprechen werden. Ihnen beiden gilt der Dank des ganzen Hauses.

(Beifall)

Sie stehen für unterschiedliche Generationen. Während die eine unter der verdrängten deutschen Schuld gelitten hat, verwahrt sich die jüngere Generation deutscher Juden dagegen, ausschließlich in eine Opferrolle gedrängt zu werden. Junge Juden wollen als selbstverständlicher Teil einer vielfältigen deutschen Gegenwart leben - und wahrgenommen werden. Dennoch ringen viele von ihnen mit der Unmöglichkeit, aus dem Schatten der Vergangenheit zu treten. Das Leid ihrer Eltern und Großeltern hat auch ihr Leben geprägt - und prägt es noch immer.

Die Geschichte ist gegenwärtig. Für die Nachfahren der Überlebenden. Und für alle anderen Deutschen. Sie geht uns alle an!

An Gedenktagen wird stets Verantwortung angemahnt. Aber werden wir ihr auch gerecht? Auch bei uns zeigen sich Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit wieder offen, hemmungslos - auch gewaltbereit. Jüdische Einrichtungen müssen von der Polizei geschützt werden. Juden verstecken ihre Kippa, verschweigen ihre Identität. In Halle entkam die jüdische Gemeinde nur durch einen Zufall einem mörderischen Anschlag. Und nach Jahrzehnten der Zuwanderung denken deutsche Juden über Auswanderung nach.

Das beschämt uns! Es ist niederschmetternd, eingestehen zu müssen: Unsere Erinnerungskultur schützt nicht vor einer dreisten Umdeutung oder sogar Leugnung der Geschichte. Und sie schützt auch nicht vor neuen Formen des Rassismus und des Antisemitismus, wie sie sich auf Schulhöfen, in Internetforen oder in Verschwörungstheorien verbreiten.

Als Bundespräsident Roman Herzog vor 25 Jahren den 27. Januar zum Gedenktag erklärte, verband er damit „die Hoffnung, ... Formen des Erinnerns [zu] finden, die zuverlässig in die Zukunft wirken.“ Was für Herzog eine Hoffnung war, ist heute dringende Notwendigkeit. Wir müssen die Formen des Erinnerns erneuern. Unsere kollektive Verantwortung bleibt. Sie schließt auch nachfolgende Generationen ein. Und Deutsche, deren Familien erst nach dem Nationalsozialismus nach Deutschland gekommen sind. Machen wir uns bewusst: Es steht das Selbstverständnis unseres Landes auf dem Spiel!

(Einblendung auf Medienwand: Sulzbacher Torarolle)

Wir erneuern heute unsere Verpflichtung gegenüber dem deutschen Judentum in einer besonderen Zeremonie. Die Repräsentanten unseres Staates werden zum Abschluss der heutigen Gedenkstunde die Patenschaft für die restaurierte Torarolle der einstigen jüdischen Gemeinde von Sulzbach übernehmen. Ein jüdischer Schreiber wird die letzten Buchstaben der Tora im Andachtsraum des Deutschen Bundestags vollenden. Zum zweiten Mal.

Die Torarolle entstand im Jahr 1793. In ihrer über 200-jährigen Geschichte hat sie immer wieder Gefahren überstanden: erst einen Stadtbrand und schließlich sogar den Vernichtungswillen der Nationalsozialisten. Die Juden wurden zwar bereits 1934 aus Sulzbach vertrieben und die Torarolle in die benachbarte Amberger Gemeinde gebracht. Der Gemeindevorsteher aber wurde 1938 vor dem bevorstehenden Pogrom gewarnt und wandte sich an den Leiter des Heimatmuseums, der die Torarolle dort versteckte und vor der Schändung bewahrte.

Nach dem Krieg wurde sie der Amberger Gemeinde zurückgegeben, geriet aber in Vergessenheit. Bis Rabbiner Elias Dray sie vor wenigen Jahren in der dortigen Synagoge wiederfand. Nach ihrer heutigen Vollendung wird er im Gottesdienst wieder aus ihr lesen. Sie ist die Verbindung der Amberger Gemeinde zur langen Geschichte der Juden in der Region.

Die Sulzbacher Torarolle steht also dafür, dass 1 700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland nicht zu Ende sind.

Um die Gleichberechtigung des Judentums auszudrücken, ist es seit dem 19. Jahrhundert üblich, dass unter den Paten einer Torarolle auch nichtjüdische Amtsträger sind, von Bürgermeistern bis zu Staatsoberhäuptern. In diese Tradition reihen sich heute die Repräsentanten unseres Staates ein.

Wir verpflichten uns damit, jüdisches Leben in Deutschland vor Angriffen zu schützen; die Erinnerung an den Zivilisationsbruch der Shoah an die folgenden Generationen weiterzugeben - und die Erinnerung an das reiche deutsch-jüdische Leben, das damals zerstört wurde. Zugleich bekennen wir uns zu einer Zukunft, in der Juden in Deutschland ihr Jüdisch-Sein offen, sicher und sichtbar in unserer Mitte leben. Als selbstverständlicher Teil unseres gemeinsamen vielfältigen Lebens.

(Beifall)

Dr. h. c. Charlotte Knobloch:

Kvod Ha-Rabbanim! Sehr verehrter Herr Bundestagspräsident! Sehr geehrte Repräsentanten der Verfassungsorgane! Mitglieder des Deutschen Bundestages! Frau Bundeskanzlerin! Frau Büdenbender! Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich stehe vor Ihnen - als stolze Deutsche. Wie einst meine Großmutter Albertine Neuland, seligen Angedenkens. Mit meinem Großvater treu ihrer deutschen Heimat verbunden. Hoch angesehen in der Bayreuther Kaufmannsgesellschaft. Passionierte Wagnerianerin. Ermordet in Theresienstadt im Januar 1944. Von meiner Großmutter habe ich die Liebe zu den Menschen geerbt - trotz der Menschen.

Ich stehe als stolze Deutsche vor Ihnen. Wie einst mein gottseliger Vater Fritz Neuland. Als treuer deutscher Patriot 1919 zutiefst empört über den Vertrag von Versailles. Ein dekoriertes Veteran des Ersten Weltkrieges, der für sein deutsches Vaterland an der Front gekämpft hatte. Seine Loyalität, sein Eisernes Kreuz schützten ihn unter den Nationalsozialisten vor keiner Demütigung - nicht vor Berufsverbot, Enteignung, der Deportation seiner Mutter, der Trennung von seiner Tochter, der Zwangsarbeit. Mein Vater hat mich Liebe zu Deutschland gelehrt - trotz dem.

Am 9. November 1938 hat Deutschland das Tor zu Auschwitz aufgestoßen - vor den Augen der Welt und unter dem Beifall vieler Teile der Bevölkerung. Die Nationalsozialisten, Hass und Gleichgültigkeit besiegelten das Schicksal von Millionen Juden in Europa.

Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Die Gleichgültigkeit wich der Gewissheit über ein singuläres, präzedenzloses, bis heute kaum vorstellbares Menschheitsverbrechen. 76 Jahre später erzähle ich Ihnen im Bundestag aus meinem Leben - einem deutschen Leben.

Ende Oktober 1932 werde ich in München geboren. In der Stadt kommt das nach Jahrhunderten der Diskriminierung und Verfolgung erlangte jüdische Selbstbewusstsein in drei Synagogen zum Ausdruck. Die meisten deutschen Juden sind deutsche Patrioten. Sie wollen sich assimilieren, wollen dazugehören.

Als Hitler an die Macht kommt, bin ich drei Monate alt. Doch auch erwachsene Freunde und Bekannte begreifen nicht die Verheerung dieses Tages. Die gut 500 000 deutschen Juden sind zu tief in ihrer Heimat verwurzelt, um zu zweifeln: Über 1 600 Jahre leben damals Juden auf diesem Boden - seit 1871 als gleichberechtigte Staatsbürger. Und Gesetz ist Gesetz. Oder nicht?

Als ich vier Jahre alt bin, verlässt uns meine Mutter. Sie war dem Druck gewichen, dem sie durch Konversion und Ehe mit einem Juden ausgesetzt war. Was blieb, war Schmerz.

Meine Großmutter zieht zu uns. Sie möchte mir ein annähernd normales Leben ermöglichen: Wir spielen, singen, lachen. Sie lehrt mich die Grundlagen unseres Glaubens. Aber keine Bemühung kann überspielen: Das Leben wird für uns Juden immer beschwerlicher. Erlasse, Verbote, Verunglimpfung machen den Alltag unerträglich.

Eines Nachmittags will ich zum Spielen raus. Im Hof gegenüber treffe ich mich oft mit Mädchen und Jungen aus der Nachbarschaft. Heute ist das Gatter verschlossen. Ich rufe. Sie drehen sich weg. Von hinten raunt mich die Hausmeistersfrau an: „Judenkinder dürfen hier nicht spielen!“

Tränen schießen mir in die Augen. Zu Hause nimmt mich Großmutter auf den Schoß. Sinnlos, das Erlebte kleinzureden. Sie spricht von finsternen Zeiten, die bald vergehen würden. Es ist meine erste Begegnung mit dem Anderssein. Danach darf ich nicht mehr alleine aus dem Haus. Die finstere Zeit vergeht nicht. Im Jahre 1938 wird sie immer dunkler.

Seit dem Frühjahr gehe ich auf die jüdische Schule. Ich hatte mich so auf das Lernen gefreut. Doch jetzt sitzt die Furcht mit im Klassenzimmer. Der Schulweg ist ein Spießrutenlauf voller Parolen und Pöbeleien.

Egal wie stark man sein will: Ausgrenzung und Anfeindung hinterlassen tiefe Verletzungen.

Ende der 1930er ist die Arisierung in vollem Gange. Systematisch werden die geschäftlichen und beruflichen jüdischen Existenzen vernichtet - sichtbar, inmitten der deutschen Gesellschaft.

Unser Leben findet nur noch zu Hause statt. Aber Privatsphäre gibt es nicht mehr: Meist abends - wenn es dunkel und Juden verboten ist, das Haus zu verlassen - klingelt es Sturm. Männer in langen Mänteln streifen durch die Wohnung, als sei es die ihre. Porzellan, Teppiche, Besteck, Bilder, Antiquitäten, Leuchter - sie bedienen sich nach Belieben und quittieren, akkurat. Deutschland.

Schikane, Bedrohung, Beleidigung und nicht nur verbale Gewalt sind inzwischen der übliche Umgang mit Juden. Angst, Verunsicherung, Verschüchterung begleiten jeden Gedanken. Und die bange Frage: Was passiert als Nächstes?

Einmal wollen mein Vater und ich kurz an die Luft. Männer springen von einem Wagen. Mitkommen! Vater wird mir von der Hand gerissen. Eine mir Unbekannte greift meine Hand und legt sie an ihren Kinderwagen. Sie begleitet mich ein Stück. Zu Hause warte ich mit Großmutter. Schreckliche Stunden später kehrt mein Vater zurück. Und wir hatten noch einmal Glück.

Lassen Sie es mich hier klar sagen: Wer Coronamaßnahmen mit der nationalsozialistischen Judenpolitik vergleicht, verharmlost den antisemitischen Staatsterror und die Shoah.

(Beifall)

Das ist inakzeptabel!

Im Juni 1938 besucht Hitler München. Die Hauptsynagoge sticht ihm ins Auge. Tags darauf ordnet er den Abriss an. Stahlbirne und Sprengungen machen das Gotteshaus dem Erdboden gleich.

Der 9. November. Am Abend verlassen wir eilig die Wohnung. Keine Zeit für Fragen. An der Hand meines Vaters irre ich durch die Straßen. Lärm. Geschrei. Rauch qualmt aus den Fenstern der Ohel-Jakob-Synagoge.

Zwei SAler zerren Justizrat Rothschild - Opa Rothschild, wie ich ihn immer nannte - aus seinem Haus. Blut läuft ihm übers Gesicht.

Ich darf nicht stehen bleiben. Nicht stolpern. Nicht weinen. Nur nicht auffallen!

Als die Wehrmacht in Polen einmarschiert, bin ich sieben. Mit Kriegsbeginn stehen die Chancen für Juden, ihre deutsche Heimat zu verlassen, nahe null. Meinem Onkel in New York gelingt es, zwei Bürgschaften zu organisieren - zwei. Großmutter ist nach den US-Bestimmungen zu alt. Sie will, dass wir gehen. Vater und ich würden sie nie verlassen. Thema erledigt.

Ich höre, was die Menschen erzählen, die zu meinem Vater kommen. Seit ihm die Anwaltszulassung entzogen wurde, ist er Rechtshelfer für jüdische Mandanten. Sie berichten von Verwandten, die ins KZ Dachau verschleppt wurden. Ich verstehe nicht alles - aber ich begreife: Es geht um Leben und Tod.

Mit wenigen Habseligkeiten müssen wir ins Souterrain ziehen. Die letzte scheinbare Geborgenheit ist fort.

Seit November 1941 fahren Züge aus München in Richtung Osten. Darin: jüdische Münchnerinnen und Münchner allen Alters, zusammengepfercht. Bekannte und Freunde verschwinden für immer. Mehr und mehr Verzweifelte ersuchen meinen Vater um Hilfe. Deportationsbefehle in Händen. Sie weinen. Flehen. - Ich höre sie noch heute. - Aber Vater kann ihnen nicht helfen. Niemand kann es. Und wir alle wissen es.

Ich bin neun, als wir informiert werden: Ein Alten- und Kindertransport nach Theresienstadt. Großmutter oder ich müssen in den Zug. Meine starke Großmutter trifft augenblicklich die unmögliche Entscheidung.

Früh am nächsten Tag wird Vater mich wegbringen - in erhoffte Sicherheit. Zuvor, der schwerste Moment in meinem Leben: Großmutter sagt, sie gehe zur Kur und komme bald zurück. Ich aber weiß, was das bedeutet. Weinend klammere ich mich an sie - an Liebe, Zärtlichkeit, Geborgenheit. Sie werden für lange Zeit aus meinem Leben verbannt sein.

Mein Vater bringt mich in ein Dorf in Franken. Die Familie von Zenzi Hummel, dem ehemaligen Dienstmädchen meines Onkels, nimmt mich als Zenzis uneheliches Kind auf. Ich muss mich von Vater verabschieden - vielleicht für immer.

Ich werde Lotte Hummel. Gewöhne mich an Plumpsklo, eine Waschwanne Warmwasser für alle, karge, eiskalte Zimmer, körperliche Arbeit - an Angst, Heimweh und unsagbare Einsamkeit.

Zenzi ist eine strengreligiöse Frau. Sie war mit Gott einen Pakt eingegangen: Wenn sie mich beschützt, werden ihre Brüder heil aus dem Krieg wiederkehren. So kam es.

Ende Mai 1945 fahre ich mit Leitkuh Alte vor dem Karren zum Hof. Ein Auto hält. Mein Vater steht vor mir. Es ist kein unbeschwertes Wiedersehen. Bis heute ahne ich nur, welche Qualen sie ihm zufügten. Säure hat sein Augenlicht fast gänzlich zerstört. Aber er lebt, und ich lebe!

Ich will nicht zurück nach München! Zurück zu den Leuten, die uns beleidigt, bespuckt, uns in jeder Form gezeigt haben, wie sehr sie uns plötzlich hassten! Aber ich habe keine Wahl. Und so begegne ich ihnen allen. Ich will weg aus dieser Stadt, aus diesem Land.

Mit 16 lerne ich Samuel Knobloch aus Polen kennen. Im Ghetto wurden seine Mutter und fünf Geschwister ermordet. Im Konzentrationslager Plaszow erschossen sie den Vater vor seinen Augen. Er und sein Bruder Ruben überlebten die Konzentrationslager Plaszow und Buchenwald und den Todesmarsch gen Süden. Am 8. Mai 1945 wurden sie befreit.

Samuel ist die Liebe meines Lebens. Wir kommen zusammen und wünschen uns nichts sehnlicher als ein neues Leben in der neuen Welt. Für die Auswanderung lerne ich Damenschneiderei, um ein Visum zu erhalten. Alle zwei Tage suchen wir unsere Namen auf der Liste der Einreisegenehmigungen. Ende 1951 kommt mein Sohn Bernd zur Welt. Sobald er laufen kann, soll es losgehen.

Es heißt: „Wenn Du Gott zum Lachen bringen möchtest - mach Pläne.“ Saint Louis, Missouri, das Ziel unserer Ausreise, hat mich nie gesehen.

Wir bekamen noch zwei Töchter, Sonja und Iris.

Im schweigsamen Nebeneinander mit dem nichtjüdischen Umfeld versuchte die jüdische Gemeinschaft, aus dem Überleben ein Leben zu formen. - Ein Leben, das 6 Millionen Töchtern, Söhnen, Brüdern, Schwestern, Müttern, Vätern, Großeltern genommen wurde. Ein Leben in Trauer. In Schmerz. In Wut. Ein Leben in Deutschland. Aber: Heimat ist Heimat.

Erst in den 60er- und 70er-Jahren wird das Schweigen durchbrochen. Auf nichtjüdischer Seite wuchs das Bewusstsein über die Verbrechen der Vergangenheit. Es wuchs die Erkenntnis, dass Auseinandersetzung und

Aufarbeitung unerlässlich sind für das Bauen der Zukunft. So konnte auf jüdischer Seite das Vertrauen wachsen - in die neue Bundesrepublik, in der es gelang, auf den Trümmern der Geschichte eine tragfähige freiheitliche Demokratie zu errichten. Einen positiven Akteur im vereinten Europa, in der liberalen Welt. Einen Staat, der die unverbrüchlichen Menschenrechte jeder und jedes Einzelnen wahrt und verteidigt.

Ich fing an, mich zu engagieren. Zunächst sozial in der eigenen Kultusgemeinde und dann immer mehr dafür, dass aus dem Nebeneinander ein Miteinander wurde.

Ein gesellschaftlicher Kraftakt!

Wir haben Brücken über unüberwindbar scheinende Abgründe gebaut und beschritten.

Heute gibt es wieder jüdische Gemeinden im ganzen Land. Oft klein. Aber sie sind da. Und sie bleiben! Allen Rückschlägen zum Trotz!

Neue Synagogen wurden gebaut.

In meiner Heimatstadt bildet das jüdische Gotteshaus wieder eine Symbiose mit der Frauenkirche und dem Rathaus.

Jüdische Schulen, Lehrstühle, Studienwerke, Sportvereine, Rabbinerseminare - eine Vielzahl von Institutionen, Vereinen und Gruppierungen zeugen davon: In unserer Gesellschaft ist das pluralistische, vitale deutsche Judentum wieder eine anerkannte Kraft.

Die Zuwanderung jüdischer Kontingentflüchtlinge aus dem postsowjetischen Raum zeigte schließlich der Welt am Ende des 20. Jahrhunderts: Deutschland ist für Juden wieder eine gute, mit Hoffnungen verbundene Heimat.

Heute danke ich Gott dafür, dass ich daran mitarbeiten darf, dem jüdischen Leben in Deutschland eine Perspektive auf Dauer zu geben. Ich danke der großen Mehrheit der Menschen in unserem Land, die sich genau das wünschen. Und ich danke meinen Mitstreitern in Politik und Gesellschaft, die mir dabei geholfen haben - unbeirrbar, mutig und beherzt.

Wir dürfen stolz sein auf unsere Bundesrepublik, verehrte Damen und Herren! Aber wir müssen sie wehrhaft verteidigen! Nicht einen Tag dürfen wir vergessen, wie zerbrechlich die kostbaren Errungenschaften der letzten 76 Jahre sind!

Ich muss Ihnen nicht die Chronologie antisemitischer Vorfälle in unserem Land darlegen. Sie erfolgen offen, ungeniert - beinahe täglich. Verschwörungsmythen erfahren immer mehr Zuspruch. Judenfeindliches Denken und Reden bringt wieder Stimmen. Ist wieder salonfähig - von der Schule bis zur Coronademo. Und natürlich: im Internet - dem Durchlauferhitzer für Hass und Hetze aller Art.

Verehrte Anwesende, 2021 blicken wir auf 1 700 Jahre zurück, in denen jüdisches Leben auf dem Boden der heutigen Bundesrepublik dokumentiert ist. Ich danke dem Bund, den Ländern und Kommunen für die Unterstützung der Initiativen zu diesem Anlass. Aber ich trage schwer daran, dass sich in den Wunsch nach Freude und Normalität noch immer die alten Ängste und Sorgen mischen. Gemeindemitglieder, Freunde und Bekannte denken laut nach, doch noch auszuwandern.

Der starke Rückhalt aus der Politik ist wichtig. Großer Dank gilt auch den Sicherheitskräften, die die jüdische Gemeinschaft und ihre Einrichtungen schützen. Aber es klafft eine Lücke zwischen politischer Rason und gesellschaftlicher Realität. Zumal einige nicht zu schmerzlichen Analysen bereit sind.

Zweifellos: Die größte Gefahr für alle in unserem Land war und ist der Rechtsextremismus. Und natürlich ist radikal rechtes Gedankengut ein wesentlicher Träger des Judenhasses.

Auch im Linksextremismus ist Antisemitismus tief verwurzelt.

Hinzugekommen ist der Dschihadismus, die Gefahr durch den radikal islamischen Hass auf unsere Lebensart. Das Feindbild „Jude“ symbolisiert den verhassten Westen, das Moderne, das Freie. So sind Juden und ihre Einrichtungen bevorzugte Ziele ihres Terrors.

Aber: Das Phänomen Antisemitismus ist größer als das Offensichtliche. Wer Judenhass an der Wurzel packen will, muss auch dort zugreifen, wo es wehtut:

- Auch in der Mitte der Gesellschaft.
- Auch dort, wo Integration in die demokratischen Werte abgelehnt wird.
- Auch dort, wo unter dem Deckmantel von Toleranz zu lange Intoleranz gären durfte.
- Auch dort, wo eine Verbrämung von Antisemitismus als intellektuell verkauft wird.
- Sowie dort, wo man nicht „Jude“ sagt, sondern „Zionist“ oder andere Codes.
- Und auch dort, wo der Staat Israel diffamiert, delegitimiert und mit doppelten Standards verurteilt wird.

Der Kampf gegen Antisemitismus ist eine Sisyphosaufgabe. Aber wer sich nicht an Maschinengewehre vor jüdischen Einrichtungen gewöhnen möchte, muss diese bewältigen.

Ich wünsche mir, dass eine Kippa nicht bedeckt werden muss. Dass eine Halskette mit Davidstern so gefahrlos getragen werden kann wie ein Anhänger mit Kreuz und ein Makkabi-Trikot wie ein FC-Bayern-Shirt.

Es geht dabei nicht nur um den Schutz jüdischer Menschen. Denn wo Antisemitismus Platz hat, kann jede Form von Hass um sich greifen - Rassismus, Homophobie, Frauenfeindlichkeit, Menschenverachtung jeder Couleur. Der Kampf dagegen ist ein Kampf für die Menschenwürde, für Demokratie, für Einigkeit, für Recht und Freiheit.

Sehr geehrte Damen und Herren, auch in Deutschland erleben wir Spaltung, Polarisierung, aggressive Erregung, Unversöhnlichkeit.

Einige behaupten, es gebe Meinungskorridore. Eine wichtige Debatte, die nicht missbraucht werden darf, um Ungeheuerliches sagbar zu machen. Worte sind die Vorstufen von Taten.

Wenn die Grenzen der hohen Güter „Meinungs- und Versammlungsfreiheit“ abgesteckt werden, sollte der Gedanke hinter Artikel 18 Grundgesetz mehr Beachtung finden.

Auf keinen Fall darf auf dem Rücken der Polizei ausgetragen werden, was Legislative und Judikative liegen lassen.

Ein persönliches Wort zur Polizei: Ich wurde als Kind von Männern in deutscher Uniform bedrängt und geschlagen, weil ich den Aufenthaltsort meines Vaters nicht preisgeben wollte. Heute beschützen mich seit Jahren Beamte des Polizeipräsidiums München - mit ihrem Leben. Im Namen meiner Familie sage ich hier im Hohen Haus: Danke!

(Beifall)

Meine Damen und Herren, ich hatte meine Heimat verloren. Ich habe für sie gekämpft. Ich habe sie wiedergewonnen. Und ich werde sie verteidigen!

Ich stehe als stolze Deutsche vor Ihnen. Obwohl alles dagegensprach; und noch immer vieles dagegenspricht. Trauer, Schmerz, Verzweiflung und Einsamkeit begleiten mich. Aber ich weiß: Unser Land leistet viel, damit jüdische Menschen sicher sind - und hoffentlich nie wieder allein!

Ich bin stolz auf unsere Demokratie. Auch wenn ich sie mir - das ist kein Geheimnis - wehrhafter wünsche. Die Feinde der Demokratie sind stärker als viele glauben.

Ich bin stolz auf die jungen Menschen in unserem Land. Sie sind frei von Schuld, was die Vergangenheit angeht. Aber sie übernehmen Verantwortung für heute und morgen - interessiert, leidenschaftlich und mutig.

Verehrte Damen und Herren, ich stehe vor Ihnen als Mutter, Großmutter, Urgroßmutter, Münchnerin, Bayerin, Deutsche, Europäerin, Jüdin - als Mensch. Ich bitte Sie: Passen Sie auf auf unser Land!

Diese Worte richte ich explizit nicht an die ganz rechte Seite des Plenums! Ich kann nicht so tun, als kümmerte es mich nicht, dass Sie hier sitzen. Ich spreche Sie

nicht pauschal an! Vielleicht ist die eine oder der andere noch bereit, zu erkennen, an welche Tradition da angeknüpft wird. Zu den Übrigen in Ihrer „Bewegung“: Sie werden weiter für Ihr Deutschland kämpfen. Und wir werden weiter für unser Deutschland kämpfen.

(Beifall)

Ich sage Ihnen: Sie haben Ihren Kampf vor 76 Jahren verloren!

(Beifall)

Verehrte Damen und Herren, abschließend noch drei Gedanken:

Der erste gilt den Millionen Opfern, derer wir heute gedenken. Sie sind in unseren Herzen. Sie werden nicht vergessen. Niemals!

Der zweite gilt den Zeitzeugen. Viele haben an diesem Pult von unfassbarem Grauen berichtet. Wir geben jetzt den Stab der Erinnerung an Sie ab - im Vertrauen, ihn in gute Hände zu legen. Vergessen Sie uns nicht!

Und der dritte gilt den jungen Menschen. Es gibt keinen besseren Kompass als eure Herzen. Lasst euch von niemandem einreden, wen ihr zu lieben und wen ihr zu hassen habt!

Gott schütze unser Land! Am Israel Chai!

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.

(Anhaltender Beifall - Die Anwesenden erheben sich)

Ursula Mamlok (1923 - 2016)

Nr. 1 Andante. Nr. 4 Schnell. Nr. 5 Larghetto
aus: Aphorisms I, Fünf Stücke für Violine solo (2009),
gespielt von Kolja Lessing (Violine)

(Beifall)

Marina Weisband:

Sehr geehrte Menschen! In der Ukraine hieß ich Onufriyenko. Meine Familie hat damals mit Absicht den jüdischen Namen Weisband nicht tragen wollen, wegen der Nachteile, die er dort bedeutete. Mein Opa, der den Holocaust überlebt hat, hat sein ganzes Leben lang alle Zeitungen gelesen, hat die Stimmung im Land stets angespannt verfolgt. 1993 sagte er: „Wir müssen gehen. Jetzt.“ Ich hatte Angst vor einem unbekanntem Land. Aber mein Vater hat mich damals getröstet. Er nahm mich in den Arm und sagte: „Weißt du, in Deutschland interessiert es zum Beispiel niemanden, dass wir Juden sind. Da können wir einfach nur Menschen sein.“

Wir zogen nach Deutschland. Wir nahmen den Namen Weisband wieder an. Heute gehe ich zum Gebet durch Sicherheitskontrollen. Ich lese aufmerksam Zeitungen, und ich beobachte angespannt die Stimmung im Land. Und ich lerne, dass „einfach nur Mensch sein“ Arbeit bedeutet.

Ich darf hier stehen als Repräsentantin der Nachgeborenen. Einer Generation von jungen Jüdinnen und Juden, die alle ganz verschieden sind. Aber viele von uns machten lange Suchen nach Identität durch. Viele von uns setzen mühsam Scherben zusammen von dem, was einst Kultur war. Zugehörigkeit. Normalität.

Meine Geschichte ist für diese Generation nicht ganz ungewöhnlich. Mehr als 90 Prozent aller jüdischen Gemeindemitglieder in Deutschland entstammen dem postsowjetischen Raum.

Als ich hierherkam, habe ich mit diesem Land positive Erfahrungen gemacht. Wir erhielten Hilfe. Uns wurde die Sprache beigebracht. Das Gefühl, willkommen zu sein, ist bei mir geblieben. Es hat mich später dazu inspiriert, dieser Gesellschaft irgendwie was zurückgeben zu wollen. Als sie mich dann noch eingebürgert hat und mir erlaubt hat, dieses Parlament mitzubestimmen - ohne Fragen nach meinen Vorkenntnissen oder meinen Motiven zu stellen -, bin ich in eine Partei eingetreten. Ich hatte das Gefühl, diese Gesellschaft geht mich etwas an. Ich bin Teil von ihr. Wir waren dahin gehend sehr viel privilegierter als andere Flüchtlinge.

Gleichzeitig bleibe ich zum Teil fremd. Während des Studiums begann es mit verwunderten Ausrufen, die mich eher fühlen ließen wie ein Zootier: „Du bist die erste Jüdin, der ich begegne.“ Da war diese Mischung aus Mitgefühl und Beklemmung. Wir Juden waren diese Fabelwesen, über die man schreckliche Dinge gelernt hat im Geschichtsunterricht und die prinzipiell nur schwarz-weiß waren.

Ich musste mich rechtfertigen für israelische Politik, für religiöse Bräuche, für angebliche überproportionale Sichtbarkeit und verdächtige Unsichtbarkeit. Teil einer kleinen Minderheit zu sein, bedeutet immer, alle zu repräsentieren und von allen repräsentiert zu werden. Ob man will oder nicht.

Und unsichtbar waren wir nie freiwillig. Ich erinnere mich noch daran, wie unsere Gruppe junger Menschen in der Gemeinde versucht hat, einen jüdischen Stammtisch zu gründen, der bewusst nicht in der Gemeinde stattfinden sollte. Wir wollten vor allem jüdische Studentinnen und Studenten dorthin einladen, die mit Religion vielleicht nicht so viel anfangen konnten. Als wir aber im Lokalblatt eine Anzeige dafür schalten wollten, hat uns die Polizei sehr nachdrücklich davon abgeraten, irgendwas zu veröffentlichen, was Zeit und Ort enthielt. Aus Sicherheitsgründen.

Deshalb sind wir unsichtbar. Auch in diesem Land ist es für uns noch immer zu gefährlich, sichtbar zu sein. Wir verschicken unsere Gemeindepост in unmarkierten Briefumschlägen. Wir laufen zum Gebet, ins Gemeindezentrum, in die jüdische Schule und in den Kindergarten an bewaffneten Wächtern vorbei. Und wir sind dankbar für den Schutz - aber das macht etwas mit einem.

Und wenn eine Alltäglichkeit wie ein jüdischer Stammtisch mit Bier und Witzen nur halb so viel Öffentlichkeit bekommen würde wie jede antisemitische Aussage, die von dahergelaufenen Provokateuren in die Welt posaunt wird zwecks Medienzirkus, dann wäre unsere Situation eine andere.

Jüdin in Deutschland zu sein, bedeutet, durch seine bloße Existenz die Erinnerungen der Shoah und des modernen Antisemitismus, von Schuld und Versöhnung in sich zu tragen. Ich wollte nie eine Expertin in Antisemitismus sein. Ich

bin Beteiligungspädagogin! Mein Thema ist Bildung! Trotzdem halte ich bei der Polizei Vorträge zu Antisemitismus, trotzdem drehe ich Aufklärungsvideos, trotzdem werde ich angerufen, wenn irgendwo was passiert.

Dass jüdisches Leben hierzulande im Schatten der Shoah steht, bedeutet nicht nur, dass wir mit dem Gedenken daran leben, was unseren Familien widerfahren ist, und mit dem Trauma, das über die Generationen bis zu uns vererbt wurde. Meine Großeltern waren traumatisiert oder wurden ermordet. Meine Eltern waren davon traumatisiert. Und unsere Kinder - meine Tochter - sehen und lernen mit Schrecken. Umso schmerzhafter ist für mich diese Debatte über einen vermeintlichen Schlussstrich, solange wir keinen ziehen können.

(Beifall)

Jüdin in Deutschland zu sein, bedeutet vor allem, zu verstehen, dass es passiert ist und folglich wieder passieren kann. Es bedeutet, zu verstehen, dass Antisemitismus nicht da beginnt, wo auf eine Synagoge geschossen wird. Dass auch die Shoah nicht mit Gaskammern begann. Es beginnt mit Verschwörungserzählungen. Es beginnt mit Tiraden über eine angebliche jüdische Opferrolle. Nur um es mal ganz klar zu sagen: Wir können den Anfängen nicht wehren, weil es ein stetiger Prozess ist. Weil jetzt gerade Waffen gesammelt werden. Weil jetzt gerade in der Polizei und im Militär rechtsradikale Strukturen nicht konsequent aufgedeckt werden. Weil Menschen wie ich jetzt und heute Morddrohungen bekommen.

Ich höre sehr oft von Menschen, dass wir die Einteilung in Schubladen lassen sollen - dieses Schwarz und Weiß, jüdisch und nichtjüdisch, homo und hetero. Dass wir einfach nur Menschen sein sollen. Und das ist eine schöne Vision. Ich will da hin. Aber „einfach nur Mensch sein“ ist Privileg derer, die nichts zu befürchten haben aufgrund ihrer Geburt.

„Einfach nur Mensch sein“ bedeutet, dass jüdisches Leben in Deutschland unsichtbar gemacht wird. „Einfach nur Mensch sein“ bedeutet, dass Strukturen von

Unterdrückung unsichtbar gemacht werden. Denn jede Unterdrückung - sei es Sexismus, Rassismus, Antisemitismus - lebt davon, dass sie für die Nichtbetroffenen unsichtbar ist. Wenn wir wirklich das Ziel haben, dass es egal sein soll, wie man geboren wird - dann müssen wir den Finger in diese Wunde legen, und wir müssen benennen, wer allein aufgrund seiner Geburt um seinen Platz in der Welt kämpfen muss und wer nicht.

Denn sie ist nicht ausgestorben, diese Überzeugung, dass es Menschen gibt, deren Würde mehr wert ist. Dass es Menschen gibt, die in dieser Gesellschaft mehr Platz haben als andere. Und es ist eine Aufgabe der Solidarität, Seite an Seite mit allen Minderheitengruppen dafür zu kämpfen, wofür die Verfassung dieses Landes steht und was bislang immer eine Utopie geblieben ist - nämlich die Selbstverständlichkeit unserer Koexistenz. Ich sehe es nicht ein, uns darin gegeneinander ausspielen zu lassen!

Das ist für mich jüdisches Leben in Deutschland: ambivalent, voller Gemeinschaft und Solidarität und Angst und Frustration. Juden sind eine Religionsgemeinschaft, aber wir sind auch eine Volksgemeinschaft - in anderem Sinne, als man im deutschen Sprachgebrauch „völkisch“ verwendet. Der wichtigste Unterschied ist, dass sich das Jüdische Volk nicht als ethnisch-rassische, sondern als Schicksalsgemeinschaft versteht. Das ist vielleicht der rätselhafteste Teil für nichtjüdische Zuhörerinnen und Zuhörer. Weil es schwer ist, zu erklären, was das gemeinsame Schicksal aller dieser verschiedenen Menschen ist, die verschiedene Länder bewohnen, deren Geschichten und Einstellungen verschieden sind.

Aber hier ist ein verbindendes Element: Wir gedenken der Shoah, und wir haben jetzt noch das Glück, denen zuhören zu dürfen, die sie überlebt haben. Aber dies ist die letzte Generation, die das noch kann. Wir, die Nachkommen, stehen jetzt der Tatsache gegenüber, dass mehr und mehr Augenzeugen von uns gehen. Und dass wir das Gedenken dennoch irgendwie weitertragen und lebendig halten müssen.

Wir müssen Antworten finden auf jene, die fragen: „Warum müssen wir dieses alte Zeug aufrollen?“ Wir sind jene, die alle aus der Vergangenheit gezogenen Lehren in eine Zukunft überführen müssen. Wir müssen einen Weg finden, das Gedenken der Shoah weiterzutragen, ohne uns selbst zu einem lebendigen Mahnmal zu reduzieren. Wir sind diejenigen, die unter den Portraits unserer Großeltern und Urgroßeltern eine neue Gesellschaft bauen müssen. Eine, in der vielleicht, irgendwann, eine jüdische Kultur gelebt werden kann und mit einer schlichten Selbstverständlichkeit behandelt wird.

Und dann können wir tatsächlich einfach nur Menschen sein.

(Anhaltender Beifall - Die Anwesenden erheben sich)

Yael Nachshon Levin, „Far away“,
eingespielt von Yael Nachshon Levin (Gesang),
Haggai Cohen Milo (Bass) und Tomer Moked (Gitarre)

Film zur Sulzbacher Torarolle

Zeremonie

zur Fertigstellung der Sulzbacher Torarolle

- Übertragung aus dem Andachtsraum -